

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Späte, aber glückliche Erbschaft

[urn:nbn:de:bsz:31-339382](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339382)

Himmel. Bisher hatte man immer noch auf der anderen Seite der Schlucht das Heulen der Wölfe vernommen. Jetzt war es still geworden und ich konnte auch nichts mehr von ihnen sehen. Diese Bemerkung theilte ich dem Grafen brunten mit, und dieser erwiderte darauf: „Sie werden die leblosen Körper der Raubthiere hundertweise auf dem Boden der Schlucht finden. Die übrigen, als sie sahen, daß sie nicht hinübersetzen konnten, sind in ihre Schlupfwinkel zurückgekehrt.“

— Vier tödtlich lange angstvolle Stunden hatten wir zu warten, bis der treue Iwan mit Schlitten und Leuten an Ort und Stelle zurückkam. Glücklicherweise war diese Nacht des Schreckens nicht besonders kalt. Schon seit einiger Zeit hatte der Graf uns keine Antwort mehr gegeben und wir fürchteten bereits das Schlimmste.

Als Iwan solches vernahm, band er sich ein Seil um den Leib und ließ sich hinunter. Einige Minuten darauf wurde der Graf, welcher ohnmächtig geworden war, herausgezogen und in Sicherheit gebracht.

Seine Diener trugen ihn in einen Schlitten, hüllten ihn in warme Pelze und flößten ihm starke Dosen Brantwein, die russische Universal-Medizin, ein. Seine Verletzungen waren zum Glück nicht bedeutend, und in wenigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er mit Vergnügen bereit gewesen wäre, eine neue Wolfsjagd zu unternehmen, wenn mein Freund Heinrich Großbrunn und ich Lust dazu gehabt hätten, allein die war uns gründlich vergangen!

Späte, aber glückliche Erbschaft.

Auf stillem, schmalen Waldpfade stieg ein einfach jägerartig gekleideter junger Mann den Berghang hinan. Er lüftete, als er die letzte, rauhe Felsstafel erklimmen, die, dem Anscheine nach, schwere Rektasche auf der Schulter, und setzte sich auf einen vorspringenden Steinblock, mit üppigem Moose weich gepolstert, hing den breitrandigen Hut an einen Ast der daneben stehenden Tanne und trocknete mit seinem Taschentuch die hohe braunumlockte Stirn. „Walt's Gott!“ sagte er leise vor sich hin, „das wäre die erste Rast in dem mir übertragenen Waldrevier! Hier oben, gleich mit dem ersten Grenzsteine, soll es, der Karte nach, anfangen, und dort steht derselbe mit seiner Nummer 74. Wichtig also!“ — Dann, genauer noch ringsum schauend, fuhr der junge Mann in seinem Selbstgespräch fort: „Der Schlag könnte etwas besser gestellt sein; doch will ich nicht gleich mit Krütteln beginnen.“ „Besser machen,“ sagte mein alter

Lehrmeister. Der Baumwuchs bekundet guten Boden; nirgends verkrüppeltes Zeug. Dort aber liegt Windbruch, sammt Allem was er umgedrückt! Das ist keine Ordnung und 's gibt von vornherein Arbeit genug. Nun, die ist mir doppelt willkommen, weil der Prinz dann bald sehen kann, was ich leiste. Doch nur langsam angefangen, Fritz, nur nicht stürmen, wie ich's wohl gern thue.“

Nach diesen leise hing gesprochenen Worten, sah sich der junge Mann nach einem schönen, kohlschwarzen Hühnerhunde, seinem treuen Begleiter, um, der bedächtig aus einer moosigen, verjumpten Quelle trank, die in einzelnen behauenen Steinen Spuren zeigte, daß sie einst gefaßt war. Der klare starke Ursprung dieses Waldborns war etwas weiter hinauf, an einer Schieferwand, welche in einer breiten Staffel abfiel, von der das Wasser mit glühendem Strahl niederrieselte. Dort gewahrte unser Forstmann auch noch den Stumpf einer gewaltigen Eiche, die, vor Alter hohl und morsch, vom Sturm oder vom Blitz herabgeschmettert sein mochte. „Das ist gar nicht haushälterisch,“ meinte der junge Mann lächelnd, „eine halbe Klafter Holz dort oben verfaulen zu lassen, und doch nimmt sich das Ganze sehr malerisch aus und ich möchte es um keinen Preis zerstören; 's mag so bleiben!“

Er nahm eine Karte aus der Brusttasche, zog sie zu Rath und fand sich gar bald zurecht. „Der Siedelbrunnen,“ las er darauf. „Nun ja, es ist schon denkbar, daß an dieser einsamen, wohl wenig betretenen Stelle, oder in deren Nähe, einst ein menschen scheuer Einsiedler sich eine Klause baute. Und dort hinab, wo das Felsgeripp des Berges einen steinernen Arm hinausstreckt, hing die Ritterburg, deren Ruinen der Fürst so sehr mir empfahl. Es soll was Uralters sein. Meinetwegen! ich will das Steingetümmer schon einmal mit meinem Besuche beehren; jetzt aber möchte ich weder zu Rittern noch zu Einsiedlern, sondern zu freundlichen und reinlichen Wirthsleuten kommen! Schon naht sich die Sonne ihrem Untergang, und acht Stunden seit der letzten Einklehr, bei dieser Hitze, das ist gewiß ein gutes Tagewerk! Komm, Nero!“

Und rüstig ging's fort über die juppfige Hochfläche. Nach einer Stunde Wanderns erreichten Herr und Hund ein gar freundliches Dörfchen, einladend um einen Hügel erbaut, von dessen Gipfel ein kleines elegantes Schloß, in italienischem Baustyle, weit hinaus in die Landschaft schimmerte. So reizend dieser Anblick auch war, rief er doch bei dem jungen Reisenden nur

ein kräftiges, beifälliges Kopfnicken hervor; mit langsamern Schritten betrat er die reinlich und säuberlich gefehrten Gassen des Dorfes, und fand bald die ihm empfohlene Wirthschaft, „zum Hirsch“ geschilbet.

Wir wollen jetzt nähere Bekanntschaft machen mit dem uns noch fremden Wandersmann. Fritz Glamis, so heißt er, war der einzige Sohn eines hannövrischen Offiziers, welcher in den fast endlosen Kriegen unter Napoleon I. zum Krüppel geschossen worden. Des Vaters gediegene Kenntnisse, seine unbestrittenen Verdienste, seine anspruchsvolle Bescheidenheit waren begründete Ursache, daß er, wenn auch aus dem Heere geschieden, doch fortwährend mit vielen höheren Offizieren in freundlichem Verkehr blieb und besonders vom Generalstabe noch oftmals ehrend zu Rathe gezogen wurde. Unter seinen bewährten Freunden nannte Oberst Glamis gern und oft den lombardischen Prinzen Rota, der mit ihm im fernern Spanien gefochten und manche Gefahr getheilt hatte. Die ewigen Unruhen und die daraus entspringenden Maßregeln der Behörden verleideten dem Prinzen das Paradies seiner Besitzungen am Arnofluß, weshalb er sich in mehreren freundlichen Gegenden Deutschlands angekauft hatte, obgleich er die Wintermonate regelmäßig in Neapel oder Rom oder Florenz zubrachte.

So hatte Prinz Rota, vor Kurzem erst, die deutsche Herrschaft Wildspring erworben, und schien sich dort, in der herrlichen, ja wildromantischen Gegend, besonders zu gefallen. Den Sohn seines alten Kampfgefährten, der nur ehrenvolle Narben, keine unrechtmäßig erbeutete Schätze aus seinen Felbzügen heimgebracht, berief er jetzt, aus einer nur wenig einträglichen Stellung als Forstamtsgehülfe, zum gutgestellten Revierförster in die ausgedehnten Waldungen seiner Berge. Oberst Glamis war wohl seit mehreren Jahren todt, allein mit unerkalteeter Liebe bewahrte der Fürst sein Andenken, und ergriff mit wahrer Freude die Gelegenheit, der Wittwe, die in ziemlich beschränkten Umständen bei Fritz, ihrem Sohne, lebte, durch diesen seine freundschaftlichen Gefühle mit der That zu bekunden.

Der neuernannte Revierförster des edeln Fürsten Rota war nun seinem kleinen Haushalt vorangezogen, und er eben war es, den wir rastend am einsamen Siebelbrunnen fanden. Eine einfache Wohnung am Ende des Dorfes, mit weiter unbeschränkter Aussicht in die Berge, war ihm bereit gehalten, und als nach drei Tagen die liebe Mutter mit dem einfachen, doch durchaus anständigen Hausgeräthe sich einfand, ward

das Häuschen sogleich bezogen, wenn auch der Förster eben in den Wäldern gar rüstig sich umtrieb.

Neugierig beschauten die Wildspringer den Einzug, und schüttelten die Köpfe, als das Ding auf etwas wunderliche Weise von Statten ging. Die alte, aber noch rübrige Frau Glamis ließ zuerst einen kleinen Ecktisch von Eichenholz in das zum Wohnzimmer bestimmte Gemach tragen, und ging mit einer schweren, in Pergament gebundenen Foliobibel, dicht hinterher. Ernst und andächtig legte sie das heilige Buch auf den mit einem Teppich überzogenen Tisch, dann trug sie auch einen Laib Hausbrod und Salz herauf, und nun erst, nachdem dieß seinen Platz in der Lade eines schneeweißen Ahornisches Gefunden hatte, wurde das übrige Möbelwerk eingeräumt. Als Fritz Nachmittags aus dem Forst nach Hause kam, konnte er schon sein Tagewerk, sammt den Bemerkungen, am algewohnten Schreibtisch in's Register eintragen, und, wie früher, der sorglichen Mutter gegenüber sein einfaches Mahl verzehren.

Mit Ruhe und Ernst, ohne Hast und stürmendem Eifer, übte der neue Revierförster seine Pflichten, und war er auch mit Jedermann freundlich, so suchte er doch Niemand sich besonders und vorzugsweise zu nähern. In der Wittwe des früheren Pfarrherrn hatte seine Mutter eine ihr zusagende Gesellschafterin gefunden. Bald meinten die Wildspringer so unter sich: „Der Förster Glamis sei ein gar braver, freundlicher Herr, der jedoch keinem Menschen so einen kleinen Gefallen thue, wie sein Vorgänger es that, wenn er gutgelaunt war; und ein bißchen stolz sei er doch auch!“

Nach mehreren bewegten, wohl ausgefüllten Tagen wollte der neue Förster den entlegensten Theil seines weiten Bezirks kennen lernen, in welchem sich das oben schon erwähnte alte verlassene Schloß Klemmstein auf hohem, fast senkrechtem Felsgesteine befand. Er hielt sehr daran, diese mittelalterige Burgruine zu besuchen, besonders da Prinz Rota viel Ruhmens gemacht hatte von deren Merkwürdigkeit und ihrer großartigen, wildromantischen Umgebung. Als Wegweiser nahm Glamis den ältesten Forstangestellten mit, den zwar wortkargen, aber reblichen und zuverlässigen Joseph Koch, welcher alle Wege und Stege des ganzen Reviers genau kannte. Nach anstrengendem Marsche gelangten die beiden Wanderer, natürlich in Begleitung ihrer treuen Hunde, vor der alten, aber noch recht stattlich aussehenden Ritterburg an.

„Während ich die Ruine genau besichtige“,

sagte der rüstige Förster zu seinem alten Führer, „könnt Ihr mit Eurem Waldmann hier ausruhen, ich nehme meinen Nero mit hinauf. Gehabt Euch wohl!“

Gar leicht war das Ersteigen des verödeten Schlosses eben nicht, doch wurde die Mühe reichlich belohnt durch die herrliche Fernsicht deren man von der noch gut erhaltenen Ringmauer genoß. Ueber den schwindelnden Abgrund hinaus erblickte das spärende Auge die ferne Ebene, mit zahlreichen Dörfern und einzelnen Weierhöfen.

Im Innern der Burg waren die verschiedenen Räumlichkeiten noch ziemlich gut erhalten; Glamis betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und stieg dann auf einer nicht ganz gefahrlosen Wendeltreppe hinab in den Schloßhof, woselbst er zu seinem Erstaunen den alten Begleiter fand.

„Wollen's nicht zürnen, Herr Förster,“ entschuldigte sich der wackere Mann, „daß ich Ihnen nachgeleitet bin; kann Ihnen vielleicht in dem verlassenen Neste da, das ich seit meiner Knabenzeit durch und durch kenne, auch zum Wegweiser dienen.“

„Kommt mir eben wie gerufen!“ freute sich der Förster. „Hab' in der Burg drinn, über einer Thürwölbung, ein gehauenes Wappen bemerkt; das möchte ich mit Euch nochmal genauer ansehen. Ihr könnt mir hoffentlich Bescheid darüber geben, was mir sehr erwünscht wäre.“

Gesagt, gethan. Bald standen Beide vor dem steinernen Wibe, das unversehrt erhalten war und auf Glamis einen tiefen, ganz eigenen Eindruck zu machen schien. Es war ein getheiltes Herzschild, rechts ein gepanzerter Arm mit breitem Schwert; links drei gekrönte Falken mit Ringen im Schnabel, im blauen Felde. Es war genau, bis auf die Helemzierde, daselbe Wappen, welches ein alter massiver Ring, den der junge Förster am Finger trug, in Onyxstein geschnitten, zeigte. Schweigend, doch sichtlich ergriffen, flog Glamis Auge von einem Wappen zum andern, bis er mit ernstem Kopfschütteln zum Fortgehen sich anschickte.

„Das ist das Familienwappen der Herren von Klemmstein,“ belehrte der alte Joseph, „welche die einst so schöne Burg hier erbaut und bis zum Bauernkrieg besessen haben von Geschlecht zu Geschlecht. Mein Vater selig hat mir's oft erzählt.“ — Doch der junge, ernste Mann schien kaum auf seine Worte zu achten, sondern trat schweigend und sinnend die Heimkehr an. Kopfschüttelnd und ziemlich verduzt folgte ihm sein alter Begleiter.

Als Beide wieder im Dorfe Wildspring an-

gekommen, ward ihnen die unerbhoffte Nachricht, der Fürst werde Abends eintreffen, um die schönen Herbsttage hier zu verleben. Im Schlosse, des Fürsten Absteigequartier, war deßhalb emsiges Treiben, Regen und Rennen, doch wohlthuende, heimische Stille herrschte im Forsthaufe. Mutter Glamis erwartete den zurückkehrenden Sohn mit reinlich gedecktem Tische und stellte ein kräftiges Mahl darauf, dem alle Ehre angethan wurde, denn Fritz war hungrig geworden in der frischen Wald- und Bergluft. Kaum aber war er fertig, so schob er den bläulichen Zinnteller zurück, streckte dem lieben Mütterchen die Hand hin und fragte ganz gelassen: „Mutter, woher kommt uns dieser Ring?“

„Den Ring, lieber Fritz,“ antwortete die Matrone, „hat dein Großvater, der, wie du weißt, über achtzig alt, bei mir starb, als dein Vater selig in Spanien war, schon von seinem Vater, deinem Urgroßvater also, mit der alten Bibel dort, als werthes Familienstück bekommen.“

„Solches, lieb Mütterchen, hast du mir von der Bibel schon oftmal gesagt,“ meinte Fritz; „allein ich möchte doch gerne mehr wissen von der Sache.“

„Nun, was ich davon weiß, bin ich bereit dir mitzutheilen,“ entgegnete Frau Glamis. „Viel leicht hätte ich dir's schon früher sagen sollen, aber du wirst dich erinnern, daß wir bis zu deinem fünfundzwanzigsten Jahre wenig ruhige Stunden bei einander gehabt haben. Auch glaube ich, daß dergleichen, was ich dir erzählen soll, einen jungen Burschen vom ernstesten Arbeiten abhalten könnte. Sieh, der alte Mann behauptete immer, die Glamis seien ein uradeliges Geschlecht und erst durch den Bauernkrieg, vor drei hundert Jahren, aus ihrem alten Stammschloß vertrieben worden.“

„Das ist etwas ganz Neues für mich,“ lachte Fritz. „Wie wäre dieß denn zugegangen?“

„Das weiß ich nicht!“ murrte die Mutter fast ärgerlich. „Ich weiß nur, daß Bibel und Ring noch aus der Burg stammen sollen, und gerettet und geborgen wurden, als die empörten Bauern das Schloß angezündet hatten. Ein besonderer Segen soll auf diesen beiden Stücken ruhen, und Einer der Nachkommen soll durch sie zu hoher Ehre und Glück gelangen, und deßhalb sollen sie nie aus unserer Familie scheiden!... Doch, lieber Sohn, wie kommst du heute auf einmal zu derlei Fragen?“

Ein Vorreiter, der, von einem schweren Reisewagen langsamer gefolgt, am Hause vorbeisprenkte, ersparte dem Sohne die Antwort auf der Mutter Frage. Er war an's Fenster getreten

und dankte gebührend dem Grusse, den sein Wohlthäter aus dem Wagen heraufwinkte. Aber, wer mochte die dunkellockige junge Dame sein, die neben dem freundlichen Fürsten saß und so recht herzleicht in die Welt hinauslachte? Noch niemals hatte dem Förster ein Mädchengesicht solchen Eindruck gemacht! —

Der folgende Morgen, an dem er sich beim Fürsten meldete, gab Antwort auf die Frage. Sein Gönner stellte ihn seiner Nichte, dem Fräulein Marie von Randen, vor, die ihn mit freundlichem Wohlwollen begrüßte. „Mein Onkel,“ sagte sie lächelnd, „hat mir so viel von Ihrem Vater erzählt, Herr Förster, daß ich mich darauf freute, den Sohn zu sehen.“

Der auf so unerwartet schmeichelhafte Weise begrüßte junge Mann, kam ganz außer seiner Fassung, der holden, leutfeligen Jungfrau gegenüber, und konnte nur mit einer stummen Verneigung antworten.

„Nun,“ begann der Fürst, „wie sieht's aus mit dem Wildstand? Freilich, die beste Zeit ist schon vorüber, doch möchte ich wohl meiner Marie einen jagdbaren Hirsch zeigen. Sie ist in der Leipziger Ebene daheim, wo nur Hasen laufen und Lerchen fliegen, und kennt drum das Hirschgeschlecht gar nicht.“

„Wir haben zwei stark betretene Sammelpläne,“ entgegnete Förster Glamis, „wo das Fräulein den Hirsch in seiner vollen Pracht und, gelegentlich, auch im erbitterten Kampf mit seinem Gegner sehen kann.“

Drob jubelte Fräulein Marie, klatschte in die Hände und bat: „Onkelchen, da führst du mich hin!“

„Ich möchte dir einen rüstigeren Führer und, nöthigenfalls, auch Beschützer empfehlen,“ sagte lächelnd der alte Herr, mit freundlichem Handwink gegen den jungen Förster.

„Ei, sind denn die Hirsche wild und böß?“ fragte die muthige Nichte, hell und fest aufblickend; „schlagen und beißen sie wie Pferde?“

„Vom Beißen hab' ich noch wenig gehört, aber Hirschgeweihe können gar üble Wunden beibringen, liebes Kind!“ meinte der Onkel.

„Und wann ziehen wir hinaus, Herr Förster?“ forschte die Ungebuldige. „Nicht wahr, gleich morgen, bei günstigem Wetter?“

Früh blickte fragend zum Fürsten hinüber, und auf dessen bejahenden Wink sagte er zu für den folgenden Abend.

Im leichten zweispännigen Jagdwagen fuhr der rüstige Förster am andern Tage, als die Sonne sich dem Westen zuneigte, das Fräulein zum Walde. In kurzer Zeit rollten die Räder

fast lautlos auf moosigen engen Wegen dahin. Ringsum herrschte Stille; nur das Sichhörnchen huschte behend, mit zornig knurrendem Laut, am Stamm empor, hinter welchem es neugierig nach der ungewohnten Erscheinung hervorlaufschte.

Jetzt war der Wagen, hinter dichtem Gebüsch, an den Rand einer Bergwiese gekommen, die, von Hochwald rings umgeben, dalag in ungestörter Ruhe. In ihrem saftigen kurzen Gras stand, friedlich äsend, wohl ein Duzend Hirschkühe, bald hier, bald dort sich postirend. Zur Seite aber prangten mehrere stolze Hirsche. Auch sie bogen sich zum sammtigen Rasen herab, doch ohne eigentlichen Begier, zu äsen. Jetzt hob der erste, ein stolzer Zwölfer, den seinen Kopf; das weitgeöffnete Geweih legte er auf den kräftigen Rücken, bog den schlanken Hals vor, daß er wie dick ausgeblähte das Geslapper der anschlagenden Lauten schien er den Gegner herauszufordern. Der säumte nicht, ihm trotzig zu antworten. Mit wildem Schreien beständig sich aufreizend, näherten sich langsam die Zornigen und nun standen sie einander gegenüber. Die wolligen Stirnen tief gesenkt, beobachteten sie sich einen Augenblick, dann stürmten sie an, und weithin ertönte das Geklapper der anschlagenden Geweihe. Bald drängend, bald gedrängt, hört man das dumpfe Stöhnen der Brust, bis beide ermatten und vom Kampfe ablassen, doch nur um ihn bald darauf wieder zu beginnen.

Jetzt fing's zu dunkeln an, so daß der Förster und Fräulein Marie beide für gut fanden, heim zu fahren. Unterwegs wurden nur wenige Worte gewechselt; daheim aber, im sanft erwärmten Zimmer, konnte die Nichte, dem Oheim gegenüber, nicht fertig werden mit Loben und Preisen und mit dankenden Worten, die ihrem gefälligen und erfahrenen Begleiter galten.

Dieser abendliche Ausflug war zu reich gewesen an Genuß, um nicht im Herzen des Fräuleins den Wunsch der Wiederholung wach zu rufen. Allein der fürstliche Oheim nahm ihres Führers ganze Zeit so ernst in Anspruch, daß sie nicht einmal Gelegenheit fand, ihr Begehren ihm auszusprechen. Der neue Bewirthschaftungsplan des jungen umsichtigen Försters wurde vollständig gutgeheißen, nach reislicher Prüfung, bei welcher derselbe, um die nöthigen Aufschlüsse und Erklärungen zu geben, immer zugegen sein mußte.

Es wurde bezwungen dem jungen, gewissenhaften Mann natürlich doppelt schwer, den nothwendigen Schutz des Forstes und der Jagd gehörig zu handhaben. Es blieb ihm drum nichts übrig, als in den mondhellen Nächten sein Revier zu durchstreifen, wobei der uns schon be-

kannte alte Joseph Koch nach Kräften ihn unterstützte.

Es dunkelte schon stark, als Glamis eines Abends wieder zu diesem Gange sich anschickte. Der Tag war schön gewesen, doch jetzt schien ein trüber Flor das Mondlicht zu dämpfen und ein rauher, stoßender Wind schlug die Gipfel der alten Tannen wider einander, daß sie unheimlich frachten und stöhnten. Mit großem Bedacht, wie es bei solchen Wegen nöthig ist, war der Förster fortgeschritten, als er, sich umschauend, wieder in der Nähe der Waldwiese sich befand, auf welcher er neulich mit Fräulein Marie dem Kampf der Hirsche zugehört. Da glaubte er durch das Brausen des Windes einen Angstruf zu hören, und verdoppelte seine Schritte. Deutlich vernahm er jetzt das tiefe Grollen eines erzürnten Hirsches und dumpfes Poltern dazwischen. Laut rief er nun nach Jägerart, denn es schien ihm sicher, daß irgend ein Wehrloser von einem wüthenden Brunsthirsch geängstigt werde; doch vergebens hoffte er das aufgeregte Thier durch seinen Jagdruf zu verschrecken. Der Hirsch antwortete schreiend und kam scharrend und das Geweih an die Bäume schlagend an ihn heran, wie er's im trüben Mondlicht wohl sah. Und auch die Ursache seines Tobens sah er: Auf einem schon halb eingefallenen Stoß Scheiter eine Gestalt in hellem, flatterndem Gewand. ... Marie!

Ein Schuß verschreckte rasch den Hirsch. Dann sprang Glamis zu der Geängsteten, die, jetzt nicht mehr von der Spannung aller Nerven gehalten, vom schirmenden Holzhaufen herab in seine geöffneten Arme sank. — Sie hatte, erzählte sie, vom schönen Nachmittag verlockt, mit ihrem Mädchen einen Spaziergang in den Wald gemacht und, von Zufall und Erinnerung geleitet, die Hirschwiese wieder gefunden. Ihre muthwillige Dienerin hatte den Ruf des Hirsches nachzuahmen gesucht, und — der war auch gleich gekommen, zumal das leuchtend rothe Halstuch Mariens ihn nur noch wilder aufreizte. Die Anstifterin des Unheils, die leichtsinnige Jose, hatte sich flint auf einen vom Winde schräg gedrückten Baum gerettet, und ihr heller Ruf war es gewesen, der den Retter aus der Noth herbeizog. Zwar hatte das Fräulein auf den angehäuften Scheitern für den Augenblick Sicherheit gefunden; als aber der Hirsch die eine Stütze des Holzstoßes weggedrückt und die Scheite nachgerollt waren, wurde ihre bedenkliche Stellung immer gefährlicher.

Auf dem Schlosse zu Wildspring war große Beforgniß entstanden, als man des Fürsten

Liebling bei einbrechendem Dunkel und aufsteigendem Unwetter in keinem der Gemächer fand. Groß war des Oheims Freude, als der Förster ihm jetzt die Gerettete zuführte. Schmeichelnd erzählte die Nichte dem lieblich scheltenden Onkel ihr bestandenes Waldabenteuer, ward aber in der Schilderung der komischen Stellung ihres Kammermädchens in den Tannenzweigen plötzlich auffallend ernst, sogar traurig: sie vermüßte nämlich einen Ring, ein theuerwerthes Erbstück ihrer Großmutter, den man in der Familie stets hoch geachtet und geschätzt, und kaum vermochte des Försters Versprechen, mit Anbruch des Tages draußen zu sein, wo er das verlorene Kleinod sicher finden werde, sie einigermaßen zu beruhigen.

Glamis hatte Wort gehalten, obgleich der Regen wie aus Mulden herabgoß, und ließ sich schon in früher Stunde bei Fräulein Marie melden, die ihm gespannt entgegen sah. Schweigend legte er ihr statt des verlorenen einen Ringes, zwei ganz gleiche, nur in der Größe verschieden, vor.

„Welches ist der Ihrige?“ fragte er die Ueber raschte, und schob, als sie den kleineren zu sich nahm, den anderen an den eigenen Finger, und fuhr dann mit Fragen fort: „Wie kommen Sie, verehrtes Fräulein, zu dem gleichen Wappen im gleichen Steine mit mir?“

„Der Ring ist mir von dem Großvater als altes Erbstück, mütterlicher Seite, bei der Konfirmation schon übergeben worden,“ antwortete sie, „und deshalb wäre mir sein Verlust sehr schmerzlich gewesen. Meine Elternmutter, behauptet der Oheim, habe aus einer alten Familie „von Glamis“ gestammt, deren Wohnsitz Glams- oder Glemsstein hier irgendwo in den Bergen noch zu sehen sein soll.“

„Glams- oder Glemsstein, sagen Sie, nicht Klemmstein?“ fragte Fritz betonend; „die schöne Burgruine kenne ich wohl, und auch mir ist dieser Ring hier, als von adeligen Ahnen aus der Zeit des Bauernkriegs vererbt worden. Das gleiche Wappen, wie in den Ringen, den bewehrten Arm, die ringtragenden Falken, fand ich jüngst in dem alten Schloß!“

„Am Ende sind wir Eines Geschlechtes,“ lächelte das Fräulein ziemlich verlegen; „Glamis oder Glamis ist nicht weit verschieden. — Doch ich vergesse, daß mein guter Onkel gestern Abend schon die Vorboden eines Podagra-Anfalles zu fühlen glaubte. Ich muß mich nach ihm umschauen! Adieu, lieber Herr Vetter!“

Sie reichte dem Vetter die weiche Hand, die er innig an die Lippen drückte, und dann gedanken-

voll heimging. Die Mutter kam ihm mit Klagen über das schlechte Dach entgegen. „Gerade in der Ecke, wo die Bibel steht,“ jammerte sie, „hat es während der ganzen Nacht durchgeregnet, so daß die obere Decke des lieben Buches schier zu Brei aufgeweicht ist! Da, Fritz, sieh nur!“

Der Förster setzte sich, den angerichteten Schaden näher zu untersuchen, und fand bei genauerer Besichtigung, daß inwendig, wo er das Hervorstehen eines Bierecks, handgroß, längst bemerkt, ein beschriebenes Pergamentblatt, gut gewahrt, eingeleimt war. Die Kasse hatte daselbe nur wenig berührt, und die vergilbten Schriftzüge waren noch gut lesbar. Der Neugierige verschloß die Thür und begann Wort für Wort die Entzifferung der mit zitternder und ungeübter Hand geschriebenen Urkunde. Sie lautete, aus dem alten in's neuere Deutsch übertragen, also:

„Da die leidige Unbill der empörten Bauern noch immer kein Ende nimmt, sondern je länger je ärger überhand gewinnt, so habe ich, Katharina Margaretha, Wittve des Fritz Heinrich von Glamis, Freiherrn und Ritters, mich entschlossen, meiner beiden Kinder Georg Friedrich und Maria Margaretha Geld und Gut heimlich zu verbergen und zu vergraben, daß es den armen Waislein erhalten bleibe, für künftige, Gott gebe, bessere Zeiten. Und da auch mir der Tod nahe träte — als ich wohl vermüthe — so will ich den Ort bezeichnen und beschreiben und die Schrift verbergen in dieß heilig Bibelbuch, aus dem man dann einmal nach Gottes Rath es erkundigen und erheben mag. Dem Knaben und dem Mägglein will ich je einen von den Wappen und Trauringen meiner und meines seligen Herrn umhängen, ehe ich sie fortfende zu den Gesippen, wo sie besser geborgen sind, als hier.“

„Katharina Margaretha von Glamis,
Freifrau.“

„Amen!“

„Wenn Der, welcher das Recht dazu hat, von der Waaleiche über den Siedelbrunnen sieben Mal die Länge dieser Bibel zur Rechten und nach Osten abmisset, und dort drei Fuß lang eingrabet, der findet ein fest eisen Trüchlein. Daselbe mag er nehmen und zu Gottes Ehr und seinem Nutz verwenden, mit meinem Segen, so er Recht dazu hat, mit meinem Fluch, so er ein Dieb ist.“

„Katharina Margaretha,
Freifrau, Wittib.“

Lange noch, nachdem er gelesen, saß der Förster sinnend da. Borderhand wollte er seiner Mutter nichts sagen, sondern zuerst mit Fräulein Marie sich besprechen, welche, dem Urtheile

seines Herzens nach, mit ihm das gleiche Recht hatte auf das vergrabene Gut. Solches that er sofort, und Beide wurden schlüssig, dem Fürsten, als Grundherrn, die gemachte Entdeckung anzuzeigen.

Marie übernahm den seltsamen Auftrag, kam aber fast weinend vom Dufel zurück. Der übelgelaunte Podagrast hatte sie rauh und unwirsch angefahren. „Ich will nichts von des Försters Schatzgräberei,“ hatte er gescholten, „und auch dich kann sie nicht kümmern, denn wer weiß woher dein Ring stammt! Meinetwegen mag der Thörichte graben wo er will — er wird Nichts finden!“

Das Nachgraben geschah nun allerdings in der auf dem Pergamentblatt vorgeschriebenen Weise, und wirklich ward das eiserne Kistchen, das Trüchlein, umversehrt gefunden. Es enthielt in Gold und Kleinodien den Werth von 20,000 Gulden. Doch auch jetzt wollte der überreiche Grundherr Nichts davon wissen. Sein Gichtübel zog sich in die Länge; der herbeigerufene Arzt verlangte mit Ernst strenge Folgsamkeit, von welcher der Patient Nichts hören mochte. Auf Lage und Luft des Gutes schob er all seine Schmerzen, und die schöne Besingung ward ihm täglich mehr zuwider. Endlich nahete die Genesung und er drang auf Abreise nach mildern Himmelsstriche; das rauhe Wildspring wollte er nicht wieder sehen.

Doch immer noch währte der Streit zwischen Marien und dem jungen Förster, welcher fest und entschieden verlangte, das Fräulein sollte die Hälfte des gehobenen Schatzes annehmen, was diese hartnäckig verweigerte.

Endlich wurde der Fürst von Beiden zum Schiedsrichter aufgerufen. „Nun,“ zürnte er, wenn denn Keines von euch nachgeben will, so — so — heirathet einander und nehmet das heillose, ungesunde Gut von mir zur Morgengabe!“

Stürmisch umarmten ihn die glücklichen Leuten, herzten und küßten ihn voll Inbrunst, also daß er lachend ausrufen mußte: „So erwürgt mich nur nicht! Morgen früh reise ich nach Florenz, im schönen Lande Italien!“

Der Dammbrech in Szegedin und seine Folgen.

(Mit einem großen Bilde.)

Im Kalender für 1876 stellte das große Bild die furchtbare und verwüstende Ueberschwemmung der Garonne, im mittäglichen Frankreich, anschaulich vor des Lesers Augen, und der für